

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Ich will Dir schnell sagen, daß ich  
lebe, Liebster**

Helmut Gollwitzer - Eva Bildt. Briefe aus dem  
Krieg, 1940-1945

366 Seiten, Paperback  
ISBN 978-3-406-57381-1

*Zu dieser Ausgabe*

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

*Eva Bildt und Helmut Gollwitzer  
in ihrer Zeit*

«Sie soll jodeln und gut kochen können.» Der achtundzwanzigjährige Pfarrer Helmut Gollwitzer aus Bayern hatte klare Vorstellungen von seiner zukünftigen Ehefrau. Vier Jahre später, im Januar 1941, verlobte er sich mit der schönen Berliner Schauspielerin Eva Bildt. Sie konnte weder jodeln noch kochen.

Eva Bildt und Helmut Gollwitzer lernten sich am 25. August 1940 im Haus des Schriftstellers Jochen Klepper kennen. Klepper, ein Freund ihrer Familie, meinte nach dem Gottesdienst in der evangelischen Kirche in Berlin-Nikolassee zu Eva Bildt: «Kommen Sie doch noch mit zu uns, Pastor Gollwitzer kommt auch mit.»

Helmut Gollwitzer lebte seit 1937 in Berlin und übernahm nach der Verhaftung von Pfarrer Martin Niemöller dessen Vertretung in der Kirchengemeinde Berlin-Dahlem. Schnell wurde er über Dahlem hinaus als Prediger und Seelsorger beliebt.

In seinem Studium war Helmut Gollwitzer von seinem Lehrer und Doktorvater Karl Barth theologisch und auch gesellschaftspolitisch geprägt worden – jenem Schweizer Theologen, der 1934 als konsequenter Gegner des Nationalsozialismus die Bekennende Kirche mitbegründete und maßgeblicher Autor ihres theologischen Grundsatzdokumentes, der Barmer Erklärung, war. Die Bekennende Kirche, eine Bewegung von Pfarrern und Laien innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland, entstand als Reaktion auf die staatlichen Eingriffe in das kirchliche Leben und die nationalsozialistische Verfälschung des Evangeliums. Während für die Bekennende Kirche insgesamt das Thema der Judenverfolgung nicht im Mittelpunkt stand, trat Gollwitzer nicht nur mit deutlichen Worten für die Verfolgten ein, sondern leistete auch mit einem Kreis von Dahlemer Gemeindegliedern konkrete Hilfe. Nach dem Krieg setzte er dieses Engagement theologisch und auch praktisch in christlich-jüdischen

Arbeitskreisen und in seinem konsequenten Eintreten für das Existenzrecht des Staates Israel fort.

Nach seiner Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft lehrte Gollwitzer ab 1950 als Professor für Evangelische Theologie zunächst in Bonn und von 1957 bis 1975 an der Freien Universität Berlin. Daneben blieb er bis zu seinem Tod 1993 aber auch ein engagierter Bürger und Zeitgenosse, der sich immer wieder in den politischen Alltag einmischte. Er verfaßte Streitschriften gegen die Atombewaffnung, trat gegen die Wiederbewaffnung und Notstandsgesetzgebung in der Bundesrepublik auf, marschierte auf Friedensdemonstrationen mit, protestierte gegen den Vietnamkrieg und war 1983 bei der Sitzblockade eines Raketendepots in Mutlangen dabei. Seine Position gegenüber dem Marxismus und dem kapitalistischen Gesellschaftssystem beschrieb er mit der These «Sozialisten können Christen, Christen müssen Sozialisten sein» und zeigte großes Verständnis für den Unmut der Studenten gegenüber den politischen und gesellschaftlichen Strukturen in der Bundesrepublik Deutschland.

Für die linksliberale und weltoffene Familie des populären Schauspielers Paul Bildt bedeutete das Jahr 1933 einen tiefen Einschnitt. Bis dahin hatte Religiöses für sie keine Rolle gespielt. Angesichts des Nationalsozialismus suchten die Bildts nach neuen Werten und fanden diese in der christlichen Botschaft. Die Frömmigkeit der Berliner Stadtmissionsgemeinde Neukölln sprach sie besonders an. Ihr Singkreis, die Evangelische Singgemeinde Berlin-Süd, war für Eva Bildt der Ort, an dem sie ihre Liebe zur Musik mit einem ausgeprägten geistlichen Leben verbinden konnte.

Paul Bildt war seit 1926 am Preußischen Staatstheater am Berliner Gendarmenmarkt engagiert. Seine Frau war Jüdin. Deshalb galt er nach der NS-Ideologie als «jüdisch versippt» und mußte jederzeit mit Berufsverbot rechnen. Charlotte Bildt war durch ihre Ehe, eine «privilegierte Mischehe», vor den schlimmsten Schikanen und vor Deportation geschützt. Sie starb am Ende des Krieges, geschwächt durch die ständige Bedrohung, an Krebs. Paul Bildt konnte nach dem Krieg seine Schauspielerlaufbahn in Berlin und in München fortsetzen.

Die Tochter Eva wollte Sängerin werden. Als «Mischling 1. Grades» wurde sie 1935 jedoch aus der Reichsmusikkammer ausgeschlossen und durfte nicht mehr öffentlich auftreten. Dem prominenten

und von Gustaf Gründgens protegierten Vater gelang es, für seine Tochter eine Sondergenehmigung der Reichstheaterkammer zu erhalten. Damit konnte sie eine Schauspielausbildung absolvieren. Im Februar 1939 wurde die Sondergenehmigung jedoch wieder zurückgezogen. Nach diesem Berufsverbot lernte Eva Bildt Stenografie und Schreibmaschine und arbeitete anschließend in einem kirchlichen Büro. Seit 1938 hatte sie sich um ein Engagement am Zürcher Schauspielhaus bemüht. Doch durch den Kriegsausbruch im September 1939 waren diese Pläne vereitelt worden.

Der Weg in den Glauben führte die Familie Bildt auch zur Bekennenden Gemeinde, die sich innerhalb der Kirchengemeinde Berlin-Dahlem herausgebildet hatte. Es war eine der wenigen Gemeinden in Berlin, in denen sich viele «nichtarische» Christen sammelten. Sie waren getauft und gehörten der Kirche an. Nach den NS-Rassengesetzen galten sie als Juden und wurden oft in ihren Kirchengemeinden diskriminiert. In die Bekennende Gemeinde kamen aber auch Menschen, die den Verfolgungen nicht tatenlos zusehen, sondern helfen wollten. In Pfarrer Helmut Gollwitzer hatte die Gemeinde ihren charismatischen Mittelpunkt. Eng verbunden blieb er ihr auch nach seiner Ausweisung und während seines Kriegseinsatzes.

Eine Woche nach der Begegnung bei Kleppers erreichten Helmut Gollwitzer die ersten Zeilen von Eva Bildt. Es war der Tag, an dem er aus Berlin ausgewiesen wurde und «Reichsredeverbot» erhielt. An einem der folgenden Sonntage besuchte sie ihn in Klein-Machnow bei Berlin. Die gemeinsame Begeisterung für den Dichter Matthias Claudius verband beide sofort. Gollwitzers äußere Lage war in diesem Herbst völlig unsicher. Vertrautheit und Nähe, schließlich Liebe entwickelten sich in dem Klima der ständigen Bedrohung wie im Zeitraffer. Vier Monate nach ihrer ersten Begegnung wurden Eva Bildt und Helmut Gollwitzer ein heimliches Paar. Bis dahin hatten sie sich viermal gesehen. Drei Wochen später, im Januar 1941, verlobten sie sich offiziell.

Helmut Gollwitzer war zu diesem Zeitpunkt bereits zur Wehrmacht eingezogen und zunächst in Potsdam stationiert, bevor er zum Einsatz nach Frankreich kam. Er bemühte sich schon bald um eine Ausbildung zum Sanitäter und übte diese Tätigkeit bis zum Ende des Krieges aus.

Um heiraten zu dürfen, mußte Eva Bildt ein «Gesuch um Heiratsgenehmigung» stellen. «Mischlinge 1. Grades» hatten laut Gesetz die

Möglichkeit zu einem solchen Antrag, wenn sie einen «deutschblütigen Menschen» heiraten wollten. Im Juni 1941 hatte sie die nötigen Papiere vollständig zusammen. Die Vorfreude auf die Hochzeit schuf ein starkes Band der Hoffnung zwischen den Liebenden, obwohl Schicksalsschläge die Familien erschütterten: Helmut Gollwitzers Bruder fiel in den ersten Tagen des Überfalls auf die Sowjetunion; eine mit Bildts befreundete Schauspielerfamilie beging Selbstmord. Der Ehemann hatte sich geweigert, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen. Zudem verschärfte die «Sternverordnung», der Zwang, einen gelben Stern deutlich sichtbar auf der linken Brustseite der Kleidung zu tragen, ab September 1941 das Gefühl der unmittelbaren Bedrohung.

Während der monatelangen Trennung wurden die Briefe für Helmut Gollwitzer und Eva Bildt Lebensmittelpunkt und Halt. Sie wurden aber auch zum Ersatz für eine Liebe, deren Erfüllung ihnen versagt blieb. Daraus mag sich die Intensität der Gefühle erklären. Bis 1945 haben sie sich Hunderte von Briefen geschrieben. «Schreib mir immer alles, nichts aus Rücksicht verschweigen», stand immer wieder in Gollwitzers Briefen. Er fühlte sich geistig isoliert und fremd unter seinen Kriegskameraden. Und seine Verlobte befriedigte gerne seine Neugier: Sie hielt ihn über familiäre Neuigkeiten sowie kulturelle und kirchliche Ereignisse in Berlin auf dem laufenden und spickte ihre Berichte mit Anekdoten aus Künstlerkreisen.

Der Ton in Eva Bildts Briefen änderte sich Ende 1942 grundlegend. Die Leichtigkeit verschwand, während Verzweiflung und Ängste immer stärker wurden. Im Herbst war ihr Antrag auf Heiratserlaubnis abgelehnt worden. Im Dezember 1942 begingen die «Dichtersfreunde», die Familie Klepper, gemeinschaftlichen Selbstmord. Das Ehepaar Klepper hatte, ebenso wie die Eltern Bildt, in einer «privilegierten Mischehe» gelebt. Die jüdische Ehefrau Johanna Klepper war dadurch vor Deportation geschützt gewesen, nicht aber ihre Tochter aus erster Ehe, Renate Stein. Diese mußte Zwangsarbeit leisten und mit dem Transport in ein Lager im Osten rechnen.

Nach Helmut Gollwitzers Verlegung an die Ostfront Anfang 1943 kam es immer wieder zu längeren Postunterbrechungen. Dadurch geriet Eva Bildt bisweilen in Panik, denn seine Briefe waren ihr Überlebensmittel im direkten Wortsinn geworden. Ebenso wurden für den Frontsoldaten die Briefe seiner Liebsten unentbehrlich. Die Situation hatte sich auch für ihn dramatisch verändert. Die Ostfront

befand sich im chaotischen Zurückweichen vor der Roten Armee, und die Sorgen um Eva Bildt bedrückten ihn sehr. Immer häufiger fielen Bomben auf Berlin, und die Verfolgung der letzten, lange Zeit geschützten Juden setzte ein.

Bei der Bewältigung des Lebens unter diesen Bedingungen spielte für Helmut Gollwitzer und Eva Bildt der Glaube an einen liebenden Gott eine immer größere Rolle und wirkte unmittelbar tröstend und ermahnend. Mit den täglichen Losungen, Lehrtexten und Liedversen aus dem Andachtsbuch der Herrnhuter Brüdergemeine stellte sich über die Entfernung eine noch engere Verbundenheit ein. In manchen Briefen wurden die Worte und Verse vollständig zitiert, in anderen die Bibelstellen nur benannt.

Aus Angst vor Zensur häuften sich in den Briefen Andeutungen und Anspielungen. So entwickelten beide eine Art Geheimsprache, die sich aus der Bibel und der Literatur speiste und in der sie sich relativ gefahrlos sogar über politische Ereignisse austauschen konnten.

Anfang 1944 brannte die Wohnung der Familie Bildt nach einem Bombenangriff vollständig aus. Im Laufe des Jahres wurden die Eltern zudem schwer krank. Nur die Hoffnung auf ein baldiges Ende des NS-Regimes hielt nun – wie so viele andere Menschen auch – die Bildts aufrecht, galt es doch, nur noch eine kleine Weile durchzuhalten. Mit dieser Zuversicht gingen auch die beiden Liebenden in das Jahr 1945, Helmut Gollwitzer im gefahrvollen Rückzug an der Front und Eva Bildt im zerstörten Berlin. Aber im Februar brach der Briefkontakt zwischen beiden vollständig ab. «Von Helmut bin ich lange ohne Post», schrieb sie Anfang April an eine befreundete Familie.

Die Beziehung zwischen Eva Bildt und Helmut Gollwitzer endete tragisch. Als die Rote Armee am 26. April 1945 in ihren letzten Zufluchtsort bei Berlin einmarschierte, wurde Eva Bildt Zeugin von Vergewaltigungen. Am Ende ihrer Kraft, nahm sie sich einen Tag später das Leben. Helmut Gollwitzer erfuhr davon erst ein Jahr später in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr aus Sibirien schilderte er seine Erlebnisse in dem Buch ... *und führen wohin Du nicht willst* (München 1951). Er widmete es «dem Gedächtnis von Eva und Lotte Bildt im Herzen derer, die sie liebten».

Nach dem gestrigen Angriff von den Tommys auf Berlin, dem ersten von «Weltformat», will ich Dir schnell sagen, daß ich lebe. Bei uns im Haus sind nur Scheiben heraus, und das auch in unserer Wohnung nur ganz wenig, während hier bei Lilje ich mich zwischen hängenden Decken, fallenden Blumenpötten, knirschenden Scherben u. s. w. bewege. Pfarrhaus<sup>1</sup> und Annenkirche sind verschont. Das als Lazarett eingerichtete Gemeindehaus hat gebrannt und vor allem die Domäne [Dahlem], vor der sich die schreienden Tiere tummeln sollen. Dahlem – Lichterfelde – Steglitz – Schöneberg waren überhaupt bevorzugte Gegenden. Bei Asmussen auch alles schwer zertöppert. Man kriegt so eine Nachricht nach der anderen. Nach den vorangegangenen Tagen, in denen bei mir eine völlig krankhafte versteinte Gelassenheit mit Angstzuständen wechselte, war mir dieses allgemeine Geschick (auch weil ich ja nur Angst vor Menschen habe, vor entmenschten Menschen – vor solchen Geschehnissen sehr wenig) eine Ablenkung, die alle Kräfte in mir wachruft. Im Keller spielte ich mit den verschüchterten Kindern und heute murkse ich hier mit herum (Frau Lilje ist nicht da, sie ist nach Warschau gefahren, wo ihr Bruder seinen schweren Verwundungen im Lazarett erlegen ist), vom Kartoffelschälen angefangen – das ist mir richtig wieder ein Aufruf zum Leben. Könnte ich nur einmal mit Dir sprechen! Wie viel habe ich erlebt in diesen letzten Tagen. (Ich meine, wenn ich durch Wunder durch dies alles hindurch kommen sollte, dann wird alles ganz neu sein, auch mein Glaube, denn wie viel war bisher nur deshalb möglich, weil man sich das letzte Grauen der Anfechtung doch nicht vorstellen konnte – und auch diese Tage selbst waren ja nur Ahnungen, nicht das Grauen selbst!)

Und wie viel magst Du erlebt haben! Ich bitte Dich inständig, Dich zu häufigen kurzen Grüßen zu entschließen, wenn es Dir auch schwer fällt. Drei Kameradenfrauen sind nun glücklich mit ihrer Post vom 22. [Februar], die so ungewöhnlich schnell hier herkam – und ich sitze da mit meinem einen Brief vom 7. [Februar] und muß damit rechnen, daß ganz lange entweder gar nichts oder alte Post kommt, die schon lange überholt ist. Du würdest, wenn Du die Situation hier kenntest, verstehen, *wie* ich jedes Wort von Dir brauche, um Mut zu

<sup>1</sup> Berlin-Dahlem, Cecilianallee (heute: Pacelliallee) 61.

haben, weiterzuleben. Auch bin ich recht allein. Ich würde so gern Menschen finden, die *christlich* zu helfen suchen, d. h. meiner Meinung nach, die mit Vollmacht bezeugen, daß Gott Gott ist und Wunder tun kann, und wenn er sie nicht tut, wie wir dann tragen sollen, Menschen, die mich ermahnen und ermutigen, am ersten nach dem Reich Gottes zu trachten. Statt dessen wird man fast angefeindet, wenn man nicht nur dauernd nach irdischen Hilfsmöglichkeiten sucht, die doch meiner Meinung nach nur ein Aufschub sind, wenn nicht Gottes Segen mit ihnen ist. Das Schlimme dabei bin natürlich ich, weil ich mich dann errege, statt nur zu beten und zu lieben, und ich wüßte so gern von Dir, ob Du vielleicht auch meine ganze Einstellung dazu verwirfst. Sicherlich kann das Beten auch eine Flucht vor dem eigenen Denken und dem eigenen Tun sein; ich weiß wirklich nicht, ob es bei mir so ist.

Von Karl Gerhard kam auch Post vom 22. [Februar] aus der Gegend von Kiew, wieder etwas besser gestimmt, in Erwartung der Dinge, die da kommen. Es gehen Gerüchte von Westen, neuem Einsatz und aller Art.



Meine Liebste!

30. März 1944

Die «Akten des Vogelsangs», die ich anfangs – wie oft geht mir das bei Raabe so! – gar nicht recht verstehen und ästimieren konnte und die ich jetzt so hingegeben und nachdenklich lese, lege ich endlich aus der Hand, um am Abend dieses arbeitsamen Tages noch ein wenig zu Dir hin zu plaudern. Fertig werden wird dieser Brief heute zwar noch weniger, als je einer an Dich «fertig» geworden ist; sie sind ja alle nur Bruchstücke und enthalten nur eine Auswahl von dem, was ich Dir alles zu schreiben habe. Und wenn ich den Schluß-Kuß notiert habe, dann gehen sie ungeschrieben, leider, noch lange weiter und lassen mich umso mehr nach dem ehelichen Beieinander seufzen, wo es so ein häßliches Abbrechen nur ausnahmsweise gibt und die Mitteilung von einem Tag zum anderen weitergeht. Irgendjemand hat einmal gesagt, das richtige Eheleben fange erst an, wenn man sich nichts mehr zu sagen habe, aber mindestens für uns wird das nicht stimmen; wir werden uns immer was zu sagen haben, Gutes und Wesentliches. Es wird nie abreißen, und wir werden daran erproben, daß es wirklich nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, – wie ich es ja hier leider Gottes doch ganz bin.

Nach einem Marsch von 66 km in bitterem, eisigem Gegenwind durch menschenleere Steppe bei Nacht und Tag mit einigem Herumirren auf falschen Wegen und schließlich eiligem Aufbau meines H.V.Pl. [Hauptverbandsplatzes] kam gestern Abend, als ich endlich zum dritten Mal, immer wieder gestört, in totenähnlichen Schlaf gefallen war, die Nachricht, daß ich am nächsten Morgen in aller Früh mit einem anderen Kameraden (dem netten «Revierbullen»-Schreiber des Krankenreviers der Komp[anie] Otto Koch) und einem Feldwebel weiter müßte als «Vorkommando», um in einem neuen Ort einen großen H.V.Pl. vorzubereiten. Zum Glück konnten wir mit einem Krankenwagen fahren, was für uns arme Entmotorisierte ja ein ganz ungewohntes Ereignis geworden ist, und hatten dann den ganzen Tag mit Quartiersuche, Verhandlungen und Einrichten reichlich zu tun. Aber das macht jetzt ja nichts mehr, weil ich nun endlich wie-

der fest auf meinen zwei Beinen stehe. In Nikolajew kam die große Wende: An einem Abend war ich im Ope[rationssaal] richtiggehend umgekippt, aber erst kurz vor der Ablösung, dann konnten wir endlich einmal 5 Stunden ununterbrochen schlafen – und ich war wieder gesund! Ich kann Dir nicht sagen, welche Wonne das war, sich auf einmal wieder im Besitz all seiner Lebensgeister zu fühlen, vor allem dann beim Marschieren nicht mehr nur in verdrossener Dumpfheit sich weiterzuschleppen mit einem Brett vor dem Kopf, das keinen guten Gedanken mehr hineinließ, sondern wie früher bei den anstrengenden und mir so genußreichen Infanteriemärschen mit klarstem Kopf und heiterem Gemüt an die verschiedensten schönen Dingen denken und allerlei Gutes sich ausmalen zu können. In meine Decke zum Schutz gegen den Wind eingehüllt, träumte ich mir diesmal behaglich und ausführlich, ich hätte plötzlich das Glück, in die Stadt von Carolus [Karl Barth] zu kommen und vier Wochen dort und in jenem ganzen geliebten Land die Freunde zu besuchen, ihnen zu erzählen, mit ihnen zu sprechen und Dich ihnen und sie Dir zeigen zu können, um schließlich bei Deinen dortigen Freunden im Theater zu landen. An nichts kannst Du besser sehen, daß ich nun wieder ganz «da» bin. Denn bisher auf diesem scheußlichen Rückzug ließ mein blödes wolhynisches Fieber keine guten Träume mehr hochkommen; es ließ nur den Zweifel, ob ich Dich denn jemals wieder sehen dürfte, statt in Sibirien ein langes Sklavenleben zu führen, so groß werden, daß er jedem Gedanken an Dich und die Heimat die Kraft nahm und nur den Ausweg in stumpfe Gedankenlosigkeit offen ließ. *Iucundi labores acti*, – angenehm sind überstandene Mühen, – ich bin um ein eindruckliches Erlebnis reicher. Rußland hat kräftig nach mir gegriffen, und daß ich überstanden habe, ohne mich einmal krank zu melden oder erschöpft unsere Fahrzeuge durch Aufsitzen noch mehr zu belasten, fügt sich als ein kleiner kindlicher Stolz noch an.

Oft und oft priesen wir auf den letzten kalten, windigen und regnerischen Märschen eine warme Panjebude<sup>1</sup> als Gipfel alles irdischen Glücks. Nun sitzen wir zu dritt in einer, lesen still beim Kerzenschimmer, vor uns eine lange ruhige Nacht und die Hoffnung, daß die Komp[anie] erst in ein paar Tagen uns nachrücken und möglichst lange uns ungeschoren lassen möchte. Die Manka hat uns einen relativ guten Kaffee gebraut, wir sind satt und finden das Leben wieder

<sup>1</sup> Pferdestall.

ganz angenehm. Nur die Läuse zwicken mich so, daß ich jetzt mich von Dir zu ihnen wenden und einigen den Garaus machen muß. Bleiben wir morgen wirklich ungestört, dann beginne ich mit dem Erlebnisbericht, der ganz spannend zu werden verspricht. Jetzt entlaß mich und erfahre nur noch rasch, daß ich Dich so lieb habe, wie es auf diesem Blatt und vielen anderen zu sagen gar keinen Platz gibt. Deshalb sag ich Dir s mit einem Kuß über alle Kilometer hinweg!

Dein Helmut